

ZfSÖ

ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALÖKONOMIE

ONLINE

Lyrik und Wirtschaftstheorie

Bernard Mandevilles ‚Bienenfabel‘ aus Sicht von John
Maynard Keynes‘ Theorie der effektiven Nachfrage

Christian E. W. Kremser

ONLINE 19.06.2020

57. Jahrgang 2020

Herausgeber + Copyright: Stiftung für Reform der Geld- und Bodenordnung
in Zusammenarbeit mit der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft 1950 e.V.

Kontakt: Dipl. Ökonom Werner Onken — verantwortlich —
Weitzstr. 15, 26135 Oldenburg | Telefon: 0441-36 111 797 [AB]

E-Mail: onken@sozialoekonomie.info

Text/Bildbearbeitung: Vlado Plaga

1 Einleitung

Worin besteht das Verhältnis von Literatur und Ökonomik? Allzu oft erscheinen beide als zwei voneinander getrennte Sphären im gesellschaftlichen Raum. Das erweckt den Eindruck, als würden sie sich nicht nur fremd, sondern auch unversöhnlich, ja fast schon feindlich gegenüberstehen.

Auf der einen Seite macht es der Literat als Künstler – so zumindest nach einem weitverbreiteten Klischee – geradezu zum Gütesiegel seines Schaffens, dass es alles, nur nicht einträglich sein soll. Allein schon der bloße Verdacht einer kommerziellen Verwertungsabsicht wird häufig in musischen Kreisen als Verrat an der Sache betrachtet. Der Sinn der Kunst – ausschließlich dem Schönen verpflichtet – liege gerade darin, dass sie, frei nach dem Ausspruch ‚l’art pour l’art‘, keinen produktiven Zweck verfolgt. Die Kunst müsse sich selbst genügen und dürfe keinem anderen Zweck dienstbar gemacht werden. Sie habe niemandem zu nutzen. Ihre Aufgabe bestehe vielmehr darin, überflüssig zu sein. Wenn die Kunst aber keinen Beitrag zur gesamtgesellschaftlichen Produktion leistet, besitzt sie in einer Welt der Arbeitsteilung auch keinen Tauschwert. Kunst, die Literatur macht da keine Ausnahme, ist also immer eine brotlose Kunst.

Auf der anderen Seite wird dem Ökonomen nachgesagt, er habe sich einem profanen Pragmatismus verschrieben. Gemäß diesem Stereotyp beschäftigt sich der Wirtschaftswissenschaftler ausschließlich mit der Versorgung des Menschen mit für das Leben notwendigen Gütern. Es sei die Befriedigung der menschlichen Notdurft, welche der Ökonom seine volle Aufmerksamkeit schenkt. Für ihn sei entscheidend, ob ein Gut in der Lage ist, ein Bedürfnis zu stillen. Der Ökonom fragt also nach dem von einem Gut spendeten Nutzen. Folglich hat er auch keinen Sinn für das Unnütze. Sein Blick für die Wirtschaftlichkeit soll helfen, Ressourcen einzusparen. In einer Welt knapper Güter ist sein Beitrag zur gesamtgesellschaftlichen Produktion deshalb äußerst wertvoll. Nicht umsonst bezeichnet der Volksmund ein Studium der Wirtschaftswissenschaften auch als ein Brotstudium.

Doch diese fast schon karikative Gegenüberstellung eines Literaten, der als Idealist gewissermaßen in den Himmel schaut, und einem Ökonomen, dessen Blick als Materialist stets nur auf die Erde geheftet bleibt, trügt. Tatsächlich gibt es eine

Vielzahl von Verbindungslinien zwischen Literatur und Ökonomik, die bloß darauf warten, aufgedeckt und ergründet zu werden. So macht der Literat nicht selten auch die Wirtschaft zum Gegenstand seines künstlerischen Schaffens, wenn er über sie schreibt, sie deutet und dabei kritisch reflektiert. Damit ficht er das Monopol der Ökonomik auf ihren Forschungsgegenstand ‚Ökonomie‘ an. Des Öfteren verarbeitet er dabei in seinem Schreiben – oft ohne sich dessen bewusst zu sein – auch ökonomische Zusammenhänge, unterstellt wirtschaftliche Gesetzmäßigkeiten und nimmt eine wirtschaftstheoretische Perspektive ein. Dies ermöglicht einen Diskurs zwischen Literaten und Ökonomen. Ein solcher ist in der Vergangenheit weitaus häufiger zustande gekommen, als man vermutlich erwarten würde. Sich dieses Umstandes zu vergegenwärtigen, hilft das eben beschriebene Spannungsfeld von Literatur und Ökonomik aufzulösen. Dafür müssen literarische Werke auf ihren ökonomischen Gehalt hin geprüft werden. Im Rahmen einer ökonomischen Interpretation kann Literatur so auf neue Art und Weise dekodiert und dechiffriert werden.

Diese Verbindungslinien sind lange unberücksichtigt geblieben. Auch wenn mittlerweile vermehrt dem Konnex von Literatur und Ökonomik nachgespürt wird, so gibt es noch viel aufzuarbeiten.¹ Beim Ausbessern dieser Forschungslücke zu helfen, hat sich der folgende Beitrag vorgenommen. Für diesen Zweck sollen die wirtschaftstheoretischen Überlegungen, die sich in der von Bernard Mandeville (1670–1733) verfassten *Bienenfabel* aus dem Jahre 1705 finden lassen, herausgearbeitet werden. Mandeville hat, lange bevor es etwa Adam Smith mit seiner Metapher einer ‚unsichtbaren Hand‘ tat, einen positiven Zusammenhang zwischen dem Verfolgen des individuellen Eigennutzens durch den Menschen und dem kollektiven Gemeinnutzen der Gesellschaft behauptet. Seinen Versen liegt dabei die ökonomische Intuition zugrunde, dass der Wohlstand eines Landes von dem Konsum seiner Landsleute abhängt. Dieser Gedanke wird für gewöhnlich mit der von John Maynard Keynes (1883–1946) entwickelten *Theorie der effektiven Nachfrage* assoziiert, die er in seiner Epoche machenden *Allgemeinen Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes* aus dem Jahre 1936 entwickelte. Da es Keynes selbst ist, der auf die geistige Verwandtschaft mit Mandeville hinweist, indem er diesen als einen theoretischen Vorgänger würdigt², drängt es sich geradezu

¹ Um nur einige Beispiele zu nennen: Onken (1986), Schefold (1992), Hüttl (1995), Vogl (2002), Saller (2007), Binswanger (2010), Klettenhammer (2010), Horvath (2011a), Horvath (2011b), Breyer (2015), Reich (2015), Steinfeld (2015), Horvath (2016), Bauer (2016), Urban (2018), Vogl/Wolf (2019) und Breyer (2019).

² Vgl. Keynes (2009 [1936]), S. 305.

auf, die *Bienenfabel* aus Sicht der *Theorie der effektiven Nachfrage* zu lesen. Es ist erstaunlich, dass dies bislang noch nicht systematisch erfolgte.³

Um die Verbindungslinien, die zwischen Mandeville und Keynes bestehen, herauszuarbeiten, soll in einem ersten Schritt Mandevilles *Bienenfabel* vorgestellt werden. Anschließend wird in einem zweiten Schritt Keynes' *Theorie der effektiven Nachfrage* entwickelt. In einem dritten Schritt kann dann den Parallelen zwischen beiden Autoren nachgespürt werden.

2 Bernard Mandeville und seine ‚Bienenfabel‘

Mandeville entstammte einer hugenottischen Familie, die Ende des sechzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden sesshaft wurde. Er studierte an der Universität Leiden Philosophie und Medizin. Beide Studien schloss er mit der Promotion ab. Weil er die englische Sprache erlernen wollte, reiste er nach London. Da ihm Land und Leute zusagten, entschied er sich in England zu bleiben. Mandeville verdiente sich seinen Lebensunterhalt als praktizierender Arzt, aber auch als Literat konnte er kommerziellen Erfolg verbuchen.⁴ Sein vermutlich bekanntestes Werk stellt die Parabel *Der unzufriedene Bienenstock oder die ehrlich gewordenen Schurken* dar, die 1705 anonym als Sixpenny-Broschüre veröffentlicht wurde, später jedoch durch Anmerkungen in Form von Kommentaren, Essays und Dialogen erweitert als *Die Bienenfabel oder Private Laster, öffentliche Vorteile* erschien. In ihr verfolgt Mandeville die selbsterklärte Absicht in Abgrenzung zur zeitgenössischen Moralphilosophie, den Menschen nicht darzustellen, wie er sein sollte, sondern wie er in Wirklichkeit ist.⁵ Das Ergebnis seiner Untersuchung stellt eine schonungslose Satire der englischen Gesellschaft zu Beginn des 18. Jahrhunderts dar. Die äußerst provokante These des Gedichtes lautet dabei, dass ausgerechnet die menschlichen Laster – und nur diese allein – verantwortlich für das allgemeine Wohl sind, ein Gedanke, der heute unter dem Stichwort ‚Mandeville-Paradoxon‘ verhandelt wird.

Die *Bienenfabel* besteht aus vier Teilen. In dem ersten Teil ist von einem Bienenstock,

³ Erste Ansätze hierzu finden sich allerdings bei Lagueux (1998).

⁴ Vgl. Euchner (1980), S. 8f.

⁵ Mandeville (1980 [1705]), S. 93.

der sich in seiner Blütezeit befindet, sowohl materiell als auch kulturell, die Rede. Die ersten Verse des Gedichtes lauten:

„Ein Bienenstock, dem keiner sich
An Macht und Reichtum sonst verglich,
Des fleißige, wohlgenährte Scharen
Geehrt in Krieg und Frieden waren,
War als das rechte Heimatland
Von Kunst und Wissenschaft bekannt.
Wenn die Parteien auch Streit geführt,
Ward doch das Ganze gut regiert;
Nie hat der Pöbel wild geknechtet
Das Volk, nie ein Tyrann entrechtet,
Durch Könige, deren Macht beschränkt,
Ward es mit milder Hand gelenkt.“⁶

Mandeville schildert darauffolgend mit Scharfsinn und einem Zynismus, der eines gewissen Witzes nicht entbehrt, die Missstände und Bigotterie der Gesellschaft. So können nur ausgewählte Teile der Bevölkerung den materiellen und kulturellen Reichtum der Gesellschaft genießen. Die in der bürgerlichen Gesellschaft tiefer stehenden sozialen Schichten arbeiten hart, leben in Armut und werden ausgebeutet:

„Millionen widmen Kraft und Zeit
Der Andern Lust und Eitelkeit,
Millionen wieder sind berufen,
Um zu zerstören, was jene schufen.
Trotz des Exports in alle Welt
Es noch an Arbeitskräften fehlt.
Manch Reicher, der sich wenig mühte,
Bracht' sein Geschäft zu hoher Blüte,
Indes mit Sense und mit Schaufel
Gar mancher fleißige arme Teufel
Bei seiner Arbeit schwitzend stand,

⁶ Mandeville (1980 [1705]), S. 80.

Damit er was zu knappern fand.“⁷

Die in der bürgerlichen Gesellschaft höher stehenden Berufsgruppen dagegen lassen sich von ihrer Gier zu moralisch verwerflichen Handlungen verleiten: Die Advokaten verdrehen das Recht und ziehen Prozesse unnötig in die Länge. Ärzte schreiben eifrig Rezepte, um mit dem Apotheker befreundet zu bleiben. Priester geben den Hilfsbedürftigen keine Speisen und behalten die Nahrungsmittel stattdessen für sich. Minister bestehlen den König. Die Richter schließlich sind korrupt und lassen sich bestechen.⁸ Das geradezu paradox Erscheinende dabei ist, dass es eben diese Missstände in der Gesellschaft und die Verfehlungen ihrer Mitglieder sein sollen, die erst den Reichtum und damit einhergehend die Macht des Landes begründen:

„Trotz all dem sündlichen Gewimmel
War's doch im ganzen wie im Himmel
[...]
Der Allerschlechtesteste sogar
Fürs Allgemeinwohl tätig war.
So herrscht im ganzen Einigkeit,
Wenn auch im einzelnen oft Streit,
Wie der Musik harmon'sche Schöne
Entsprießet aus dem Streit der Töne.“⁹

Auflösen lässt sich das vermeintliche Paradoxon dann wie folgt: Der Mangel an Tugendhaftigkeit leistet der Bildung bestimmter Bedürfnisse Vorschub. Diese Bedürfnisse gilt es dann durch die gesamtgesellschaftliche Produktion zu befriedigen. Dafür bedarf es aber wiederum Arbeitskräfte. Die menschlichen Verfehlungen lassen also ganze Wirtschaftszweige entstehen, die wiederum Menschen in Lohn und Brot stellen. So führen private Laster zum öffentlichen Vorteil:

„Was sich sonst gänzlich ist entgegen,
Hilft sich, als wär's des Trotzes wegen;

⁷ Mandeville (1980 [1705]), S. 81.

⁸ Vgl. Mandeville (1980 [1705]), S. 81ff.

⁹ Mandeville (1980 [1705]), S. 84.

Es fördert weise Mäßigkeit
 Die Trunksucht und Gefräßigkeit.
 Der Geiz, dies scheußlich böse Laster
 – Keins ist fluchwürdiger und verhaßter –,
 War Sklav' der nobelsten der Sünden,
 Verschwendung; durch den Luxus finden
 Millionen Armer sich erhalten,
 Auch durch den Stolz, den alle schalten.
 Nicht minder dient der Neid sowie
 Die Eitelkeit der Industrie.
 Die Sucht, sich als modern in Speisen,
 In Kleid und Möbeln zu erweisen,
 Stets ein Objekt des Spottes zwar,
 Des Handels wahre Triebkraft war.
 [...]

So nährte das Laster die Findigkeit,
 Und diese, im Bund mit Fleiß und Zeit,
 Hatte das Leben so angenehm,
 So wahrhaft lustvoll und bequem
 Gemacht, daß jetzt der Arme sogar
 Noch besser dran als einst der Reiche war.“¹⁰

Im zweiten Teil der *Bienenfabel* wird der Ruf an die Götter nach Tugendhaftigkeit laut.¹¹ Der Ruf wird von diesen erhört und die Gesellschaft wird von ihren Lastern befreit. Doch damit beginnt der Niedergang der Gesellschaft, der im dritten Teil des Gedichtes beschrieben wird. Durch das tugendhafte Handeln seiner Bürger verliert das Land plötzlich seinen Wohlstand:

„Wie das Gewerbe nun gedeiht
 Bei unsrer Bienen Ehrlichkeit,
 Darauf achte man: Fort ist die Pracht,
 Verändert alles über Nacht

¹⁰ Vgl. Mandeville (1980 [1705]), S. 85.

¹¹ Mandeville (1980 [1705]), S. 86.

Denn nicht bloß, die das Geld in Massen
Ausgaben, hatten bald verlassen
Den Stock; auch jene gehen in Scharen,
Die auf sie angewiesen waren;
Da alles überfüllt, ist's ihnen
Unmöglich, etwas zu verdienen.
[...]
Da man auf Luxus jetzt verzichtet,
So ist der Handel bald vernichtet.
Manch Handwerk mehr und mehr verfällt,
Betriebe werden eingestellt.“¹²

Doch damit nicht genug: Durch den Verfall der Künste findet auch die Kultur ihr Ende. In dem vierten und letzten Teil schließlich, der die Überschrift ‚Die Moral‘ trägt, heißt es dann:

„So klag denn nicht: für Tugend hat's
In großen Staaten nicht viel Platz.
[...]
Stolz, Luxus und Betrügerei
Muß sein, damit ein Volk gedeih.“¹³

Nachdem der Inhalt der *Bienenfabel* rekonstruiert wurde, kann nun dazu geschritten werden, diesen zu interpretieren. Hauptaugenmerk soll dabei auf den im Gedicht verarbeiteten wirtschaftstheoretischen Erwägungen liegen. Als hilfreich können sich bei dieser ökonomischen Deutung Mandevilles Anmerkungen erweisen, mit denen er bestimmte Passagen seiner *Bienenfabel* selbst kommentierte.

Mandeville unterstellt der menschlichen Gesellschaft ein harmonisches Prinzip, das individuellen Eigennutzen in kollektiven Gemeinnutzen transformiert. Wie kommt es aber dazu, dass das am Eigenwohl orientierte Verhalten der Menschen in für das Gemeinwohl förderliche Bahnen kanalisiert werden kann? Das lasterhafte Wesen des Menschen ist insofern nützlich für das Wohl der Allgemeinheit, als dass die Gier

¹² Mandeville (1980 [1705]), S. 89ff.

¹³ Mandeville (1980 [1705]), S. 92.

und das Streben nach Luxus den Konsum und damit auch die Produktion anregt, wodurch der Reichtum und die Macht eines Landes gewährleistet wird.¹⁴ Mandeville verdeutlicht dies in seinen Kommentaren an dem skurril anmutenden Beispiel von Kriminellen: Zwar verursachen Einbrecher einen großen Schaden und sind in der Gesellschaft unerwünscht, was aber würde passieren, wenn es sie nicht mehr gäbe? Dann würden all die kunstgewerblichen Arbeiten eines Schlossers, die nicht nur der Verzierung, sondern auch zum Schutze dienen, nicht mehr benötigt werden.¹⁵ Einbrecher sind aber nicht nur deshalb für eine Gesellschaft gewinnbringend, weil ihr Vorhandensein die Existenz bestimmter Wirtschaftszweige rechtfertigt. Indem sie ihre Mitmenschen bestehlen, bringen sie so Geld, das ansonsten nur gehortet worden wäre, unter die Menschen und stimulieren auf diese Weise die Wirtschaft:

„Alle großen und kleinen Diebe stehlen eines Lebensunterhaltes wegen, und entweder ist, was sie auf ehrlichem Wege erwerben können, zu ihrer Erhaltung nicht ausreichend, oder sie haben eine Abneigung gegen dauerndes Arbeiten; sie müssen eben ihren sinnlichen Trieben folgen, essen, stark trinken, ihre Frauenzimmer haben und faulenzeln können, wann es ihnen paßt. Der Lebensmittelverkäufer, der ihnen liefert und ihr Geld nimmt, von dem er weiß, wie sie's kriegen, ist eigentlich ein nahezu ebenso großer Schurke wie seine Kunden. Falls er sie aber gehörig rupft, sein Geschäft versteht und sonst vorsichtig ist, so mag er schon sein Geld einstreichen und seine Leute ordentlich bedienen. Der wackere Kellner, dessen Hauptinteresse seines Herrn Profil ist, bringt jedem so viel Bier, wie er haben will, und bemüht sich, seinen Gast nicht zu verlieren; solange dessen Geld gut ist, hält es nicht für seine Sache, nachzuforschen von wem er's bekommen hat. Inzwischen weiß der reiche Brauer, der seinen Angestellten all seine Angelegenheiten überläßt, nicht von der Sache, sondern hält sich Pferd und Wagen, traktiert seine Freunde und amüsiert sich mit Ruhe und gutem Gewissen; er kauft sich ein Gut, baut Häuser und erzieht seine Kinder in Wohlleben, ohne je an die Mühen, Ränke und Kniffe zu denken, mit denen sich die armen, dumm, verlotterten Kerle abgeben, um den Artikel zu bekommen, durch dessen enormen Absatz er seine großen Reichtümer zusammenhäuft.“¹⁶

Diesen Gedanken – dass Geld nicht unnütz herum liegen sollte – überträgt Mandeville nun auf die gesamte Volkswirtschaft. So lassen sich unter den Kommentaren, die Mandeville zu einzelnen Passagen und Textstellen seines Gedichtes schrieb, auch folgende Anmerkung finden:

¹⁴ Euchner (1980), S. 41.

¹⁵ Mandeville (1980 [1705]), S. 134.

¹⁶ Mandeville (1980 [1705]), S. 135.

„In derartig kluger Weise zu wirtschaften, was manche Leute ‚Sparen‘ nennen, gilt bekanntlich bei Privatleuten als die sicherste Methode, ihr Vermögen zu vergrößern. Dementsprechend stellen sich manche vor, dieselbe Methode lasse sich [...] ebensogut im großen anwenden und müsse bei einer ganzen Nation dieselbe Wirkung haben. [...] Dies ist meiner Ansicht nach ein Irrtum.“¹⁷

Wenn die Menschen auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene sparen, geben sie kein Geld mehr aus. Das führt unweigerlich dazu, dass weniger Güter verkauft werden, was wiederum zur Folge hat, dass die Erwerbsquelle der Menschen, die diese Güter verkaufen, zu versiegen droht. Das ist der Grund, warum Mandeville die Übertragung des Gedankens, Sparen würde Wohlstand zur Folge haben, vom einzelnen Haushalt auf den Staat für irreführend hält. Entscheidend für die Wohlfahrt einer Nation sei das Beschäftigungsniveau, das wiederum von der Nachfrage abhängt. Aus diesem Grund sei es Aufgabe des Staates, für Beschäftigung zu sorgen:

„Die große Kunst also, ein Volk glücklich und [...] blühend zu machen, besteht darin, daß jedem Gelegenheit gegeben wird, sich zu beschäftigen. Zu diesem Zwecke lasse man es die erste Sorge der Regierung sein, eine so große Mannigfaltigkeit von Gewerben, Künsten und Handwerken zu fördern, wie Menschengestalt ersinnen kann; die zweite, Landwirtschaft und Fischerei in allen ihren Zweigen zu unterstützen“¹⁸.

Aus diesem Grund schlägt Mandeville auch in seinem Essay *Eine Abhandlung über Barmherzigkeit, Armenpflege und Armenschulen*, das zum Anhang der *Bienenfabel* gehört, vor, dass sich die Regierung „zu irgendeinem großen Unternehmen entschließen“¹⁹ sollte, „das lange Zeit hindurch gewaltige Arbeit beanspruchen“²⁰ muss. Als Beispiele für solche Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen führt Mandeville mindestens futuristische bis fast schon utopische Großprojekte auf:

„Es gibt bei uns noch für hunderttausend Arme mehr, als wir tatsächlich haben, Arbeit für über drei- bis vierhundert Jahre. Um unser Land in allen Teilen nutzbar und im ganzen stattlich bevölkert zu machen, wären viele Flüsse schiffbar zu machen und zahlreiche Kanäle anzulegen. Manche Gegenden wären zu entwässern und für die Zukunft gegen Überschwemmungen zu schützen. Weite Strecken dürrer Bodens wären fruchtbar, viele Quadratmeilen Landes leichter zugänglich und damit einträglicher zu machen. [...] Es gibt keine Schwierigkeiten auf diesem Gebiete, die

¹⁷ Mandeville (1980 [1705]), S. 220f.

¹⁸ Mandeville (1980 [1705]), S. 234.

¹⁹ Mandeville (1980 [1705]), S. 352.

²⁰ Mandeville (1980 [1705]), S. 352.

Arbeit und Ausdauer nicht zu bewältigen vermöchten. Die höchsten Berge lassen sich in die Täler stürzen, die bereitstehen sie in sich aufzunehmen, und Brücken könnten geschlagen werden an Stellen, an die wir jetzt gar nicht wagen würden zu denken.“²¹

Mandevilles Grundgedanke, dass von der Nachfrage das Beschäftigungsniveau abhängig ist, sollte immer wieder aufgegriffen werden. Besonders prominent wurde er von John Maynard Keynes vertreten, der Mandeville auch als einen theoretischen Vorgänger zu würdigen wusste.²²

3 John Maynard Keynes' Theorie der effektiven Nachfrage

Ursprünglich studierte Keynes in Cambridge am King's College Mathematik. Neben seinem eigentlichen Studium beschäftigte er sich aber auch viel mit Philosophie. Mit dieser in Berührung kam Keynes bei den *Cambridge Apostles*. In diesem elitären Debattier-Club, dem zwölf aktive Mitglieder – die Apostel – und ehemals aktive Mitglieder – die Engel – angehören, traf Keynes auf philosophische Größen wie Henry Sidgwick, Bertrand Russell oder George Edward Moore. Keynes wurde so Zeitzeuge der Geburtsstunde der analytischen Philosophie.²³ Später entschloss er sich in den öffentlichen Dienst einzutreten. Um das hierfür notwendige Staatsexamen bestehen zu können, besuchte er eine Reihe von Vorlesungen bei Alfred Marshall, der damals den Lehrstuhl für politische Ökonomie in Cambridge innehatte und zweifelsohne zu den einflussreichsten Ökonomen seiner Zeit gehörte. Dogmengeschichtlich zählt Marshall zur *Cambridge Schule*, der utilitaristischen Variante der neoklassischen Grenznutzenlehre. Das von ihm zwar nicht erfundene, aber zumindest popularisierte partialanalytische Angebot- und Nachfragediagramm gehört noch heute zu den bekanntesten Modellen der Volkswirtschaftslehre überhaupt. Keynes wuchs also akademisch in der Neoklassik auf. Im Laufe der Zeit entfernte er sich aber theoretisch immer weiter von ihr, bis er sich schließlich sogar von ihr abwandte, um sich ihr entgegenzustellen. Dies geschah als Keynes zum Keynesianer wurde. Zu einem solchen wurde er spätestens mit seinem Hauptwerk *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und Geldes* aus dem Jahr 1936.

²¹ Mandeville (1980 [1705]), S. 349.

²² Vgl. Keynes (2009 [1936]), S. 305.

²³ Vgl. hierzu auch Kremser (2018), S. 113.

Keynes wählte den Titel seines Opus Magnum, um damit den allgemeinen Charakter seiner Theorie zu unterstreichen, von der er sagt, dass sie im Gegensatz zur klassischen Theorie nicht nur bei einem Sonderfall, nämlich dem der Vollbeschäftigung, zutrefte, sondern allgemeingültig sei, also auch Unterbeschäftigungsgleichgewichte abzubilden vermöge.²⁴ Ausgehend von dieser Kritik an der neoklassischen Wirtschaftstheorie entwickelt Keynes seine eigene. Da Keynes mit aggregierten Größen arbeitet und sich von der Betrachtung einzelner Märkte abwendet, um sich der Betrachtung der Volkswirtschaft in ihrer Gesamtheit zuzuwenden, markiert die *Allgemeine Theorie* auch die Geburtsstunde der Makroökonomik.

Grundlegend für diese ist nun die Gegenüberstellung der aggregierten Angebotsfunktion (Z) und der aggregierten Nachfragefunktion (D). Der aggregierte Angebotswert der Produktion, also die Erwartungen des Erlöses, welche die Unternehmen gerade noch veranlasst, diese Anzahl an Arbeitern einzustellen, steht in Abhängigkeit zur Beschäftigungsmenge (N) und wird durch die Angebotsfunktion erfasst:

$$(1) Z = \varphi(N)$$

Dagegen stellt die aggregierte Nachfragefunktion den Erlös dar, den die Unternehmen in Abhängigkeit von der Beschäftigungsmenge zu erhalten erwarten:

$$(2) Z = \varphi(N)$$

Ist die aggregierte Nachfrage größer als das aggregierte Angebot, so werden die Unternehmen ihre Beschäftigung ausweiten, um auf diese Art und Weise ihre Gewinne zu maximieren. Ist die aggregierte Nachfrage hingegen geringer als das aggregierte Angebot, so werden die Unternehmen Arbeiter entlassen, um ihre Kosten zu senken und damit ihre Verluste zu minimieren. Der Schnittpunkt der aggregierten Angebotsfunktion und der aggregierten Nachfragefunktion ergibt dann das tatsächliche Beschäftigungsniveau. Den Wert, den die aggregierte Nachfragefunktion an diesem Schnittpunkt annimmt, bezeichnet Keynes als ‚effektive Nachfrage‘. Sie heißt deshalb effektiv, weil sie von allen möglichen Erlös-Beschäftigungs-Verhältnissen dasjenige ist, welches durch das Hinzutreten der aggregierten Angebotsfunktion auch wirklich wirksam wird. Die Nachfragefunktion setzt sich dabei aus zwei Bestandteilen zusammen: zum einen aus dem Verbrauch oder Konsum, zum anderen aus den Investitionen.

²⁴ Vgl. Keynes (2009 [1936]), S. 3.

Da von diesen beiden Größen die Höhe der Produktion und damit auch die der Beschäftigung abhängen, wendet sich Keynes der Bestimmung von deren Determinanten zu.] Ist die aggregierte Nachfrage größer als das aggregierte Angebot, so werden die Unternehmen ihre Beschäftigung ausweiten, um auf diese Art und Weise ihre Gewinne zu maximieren. Ist die aggregierte Nachfrage hingegen geringer als das aggregierte Angebot, so werden die Unternehmen Arbeiter entlassen, um ihre Kosten zu senken und damit ihre Verluste zu minimieren. Der Schnittpunkt der aggregierten Angebotsfunktion und der aggregierten Nachfragefunktion ergibt dann das tatsächliche Beschäftigungsniveau. Den Wert, den die aggregierte Nachfragefunktion an diesem Schnittpunkt annimmt, bezeichnet Keynes als ‚effektive Nachfrage‘. Sie heißt deshalb effektiv, weil sie von allen möglichen Erlös-Beschäftigungs-Verhältnissen dasjenige ist, welches durch das Hinzutreten der aggregierten Angebotsfunktion auch wirklich wirksam wird.²⁵ Die Nachfragefunktion setzt sich dabei aus zwei Bestandteilen zusammen: zum einen aus dem Verbrauch oder Konsum, zum anderen aus den Investitionen.²⁶ Da von diesen beiden Größen die Höhe der Produktion und damit auch die der Beschäftigung abhängen, wendet sich Keynes der Bestimmung von deren Determinanten zu.

Der Konsum, der aus einem gegebenen Einkommen resultiert, hängt zunächst von subjektiven und objektiven Faktoren ab. Da sich die subjektiven Faktoren nur langsam ändern und die objektiven Faktoren nicht allzu bedeutsam sind, folgert Keynes, dass sich kurzfristige Schwankungen des Konsums allein auf Veränderungen im Einkommen zurückführen lassen.²⁷ Die marginale Konsumneigung spiegelt dabei das Verhältnis wider, in dem die Veränderung des Konsums und die des Einkommens zueinanderstehen, und gibt an, wie viel zusätzlicher Konsum entsteht, wenn das Einkommen um eine Einheit steigt. An dieser Stelle stellt Keynes sein bekanntes psychologisches Gesetz auf, das besagt, dass wenn das Einkommen der Menschen steigt, ihr Verbrauch zwar auch zunimmt, aber nicht in demselben Maße wie ihr Einkommen.

Wenn also die Beschäftigung zunimmt, steigt auch das Einkommen. Das führt wiederum zu einem Anstieg des Konsums. Der Konsum steigt aber nicht – so die

²⁵ Vgl. Keynes [2009 [1936]], S. 48.

²⁶ Vgl. Keynes [2009 [1936]], S. 77.

²⁷ Vgl. Keynes [2009 [1936]], S. 94.

Annahme – im gleichen Maße wie das Einkommen. Damit sich bei dem unterproportionalen Anstieg des Verbrauchs die Produktionsmenge und damit das Beschäftigungsniveau rechtfertigen lassen, müssen die Investitionen den Überschuss absorbieren.²⁸ Ansonsten würde das aggregierte Angebot größer sein als die aggregierte Nachfrage und die Unternehmen würden Arbeiter wieder entlassen müssen.

Nun stellt sich die Frage, wovon wiederum die Höhe der Investitionen abhängt. Diese hängt vom Verhältnis ab, in dem die Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals und der Zinssatz zueinanderstehen. Die Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals definiert Keynes als den Quotienten aus der Summe der erwarteten, diskontierten Erlöse und den Anschaffungskosten der Investition. Sie stellt also die innerbetriebliche Rendite der entsprechenden Investition dar.²⁹ Der Zinssatz dagegen spiegelt die außerbetrieblichen Finanzierungskosten der Investition wider. Investitionen werden solange getätigt, wie die Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals über dem Zinssatz liegt.³⁰ Um in seiner Argumentation konsequent voranzuschreiten, muss Keynes nun die Bestimmungsfaktoren des Zinssatzes näher beleuchten.

Nachdem die Menschen sich dazu entschlossen haben, einen Teil ihres Einkommens nicht zu verbrauchen, sind sie gezwungen eine weitere Entscheidung zu treffen, nämlich die, ob sie ihr nicht konsumiertes Einkommen investieren oder ob sie es in Form von liquiden Mitteln halten:

„Die psychologischen Zeitpräferenzen eines Einzelnen erfordern [...] zwei verschiedene Arten von Entscheidungen. Die erste beschäftigt sich mit jenem Aspekt der Zeitpräferenz, die ich die Konsumneigung genannt habe, und die unter der Wirkung der verschiedenen [...] Beweggründe bestimmt, wieviel jeder Einzelne aus seinem Einkommen verbrauchen, und wieviel er in irgendeiner Form von Verfügungsrechten über zukünftigen Verbrauch zurücklegen wird. Nach dieser Entscheidung muß er aber eine weitere Entscheidung treffen, nämlich die Entscheidung, in welcher Form er das Verfügungsrecht über zukünftigen Verbrauch halten soll [...] Soll er es in der Form eines sofort liquiden Verfügungsrechtes [...] halten? Oder soll er auf das sofortige Verfügungsrecht [...] verzichten und zukünftigen Marktverhältnissen die Bestimmung der Bedingungen überlassen, zu denen er [...] das aufgeschobene Verfügungsrecht über Güter in ein sofortiges Verfügungsrecht im allgemeinen umwandeln kann?“³¹

²⁸ Vgl. Keynes (2009 [1936]), S. 83f.

²⁹ Keynes (2009 [1936]), S. 115.

³⁰ Keynes (2009 [1936]), S. 121.

³¹ Keynes (2009 [1936]), S. 141.

Im Gegensatz zur neoklassischen Wirtschaftstheorie, in der nicht konsumierte Güter automatisch zu Investitionen führen, meint Keynes, dass nur aus der Tatsache, dass Geld nicht für den Konsum verwendet wird, noch lange nicht folgt, dass es auch gleich Teil der effektiven Nachfrage wird. Das Ersparnis kann nämlich auch in Form von Bargeld gehalten und muss nicht zum Kauf von Anleihen verwendet werden. Dadurch steht es auch nicht Unternehmen in Form von Krediten zur Verfügung und führt nicht zu weiteren Investitionen. Die Frage, wie viel liquide Verfügungsmittel, damit ist Geld gemeint, die Menschen halten, bestimmt sich durch ihre Liquiditätspräferenz. Sie bezeichnet den Wunsch des Menschen, jederzeit über flüssige Bar-mittel zu verfügen, der mal stärker und mal schwächer ausfällt. Warum sollten aber Menschen überhaupt den Wunsch hegen, liquide zu sein? Keynes zählt drei mögliche Gründe für das ständige Halten von Bargeld auf: erstens das Transaktionsmotiv – der Mensch benötigt eine bestimmte Menge Geld für seine persönlichen Alltagsgeschäfte –, zweitens das Vorsichtsmotiv – es kann sein, dass das langfristige Halten einer Anleihe sich im Vergleich zum Halten von Kasse als nachteilig herausstellt, wenn man sie bei Liquiditätsengpässen verkaufen muss –, drittens das Spekulationsmotiv – der Mensch hält Geld, um bei besserer Kenntnis der Zukunft durch Kursveränderungen Gewinne zu erzielen.³²

Der Zinssatz schließlich „ist der ‚Preis‘, der das Verlangen, Vermögen in der Form von Kasse zu halten, mit der verfügbaren Menge von Kasse ins Gleichgewicht bringt.“³³ Er hängt zum einen von der Liquiditätspräferenz der Menschen und zum anderen von der Geldmenge ab, die „durch die Aktionen der Zentralbanken bestimmt wird“³⁴. Die Geldmenge ist also in der *Allgemeinen Theorie* exogen bestimmt.

Damit sind alle Begriffe benannt, die notwendig sind, um die *Theorie der effektiven Nachfrage* vollständig darzustellen. Wenn sich die Liquiditätspräferenz der Menschen infolge eines unvorhergesehenen Ereignisses – man denke nur an die Weltwirtschaftskrise – erhöht, sie also beginnen mehr Geld zu ‚horten‘, steigt der Zinssatz unweigerlich, denn dann muss einem Menschen ein höherer Preis angeboten werden, damit er bereit ist, sein Geld in Form von festverzinslichen Wertpapieren anzulegen. Wenn der Zins aber steigt, erhöhen sich auch die Finanzierungskosten. Bei gleichbleibender

³² Vgl. Keynes [2009 [1936]], S. 144.

³³ Keynes [2009 [1936]], S. 142.

³⁴ Keynes [2009 [1936]], S. 207.

Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals gehen dann die Investitionen zurück. Hierdurch geht allerdings das Einkommen zurück. Als Folge hiervon sinkt der Konsum. Dies schlägt sich wiederum negativ in den Erwartungen über die zukünftigen Erlöse der Unternehmen nieder, wodurch die Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals zu sinken beginnt. Dadurch gehen die Investitionen abermals zurück und so weiter. Es kommt zu einer gesamtwirtschaftlichen Abwärtsspirale. Diesen auch als Sparparadoxon bekannten Zusammenhang fasst Keynes wie folgt zusammen:

„Das Steigen des Zinssatzes könnte uns veranlassen, mehr zu sparen, wenn unsere Einkommen unverändert blieben. Wenn aber der höhere Zinssatz die Investitionen vermindert, werden und können unsere Einkommen nicht unverändert bleiben. Sie müssen notwendigerweise fallen, bis die abnehmende Fähigkeit, zu sparen, den durch den höheren Zinssatz getriebenen Antrieb, zu sparen, genügend ausgeglichen hat. Je tugendhafter, je entschlossener sparsam, je starrsinniger orthodox wir in unserem nationalen und persönlichen Finanzgebaren, desto mehr werden unsere Einkommen fallen müssen, wenn der Zinssatz im Verhältnis zur Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals steigt. Starrsinn kann nur eine Strafe und keine Belohnung hervorbringen: denn die Folgen sind unvermeidlich.“³⁵

Es reicht somit nicht aus, dass die Menschen bloß sparen, um Vollbeschäftigung sicherzustellen. Entscheidend ist, dass sie ihr Geld auch tatsächlich ausgeben. Horten die Menschen stattdessen ihr Geld, sparen sie zwar. Das Ersparte schlägt sich aber nicht automatisch in Investitionen nieder und wird so auch nicht Bestandteil der effektiven Nachfrage.

Um einer Abwärtsspirale entgegen zu wirken, hat der Staat nach Keynes beherzt einzugreifen. Sein Ziel sollte es dabei sein, durch sein Handeln die aggregierte Nachfrage auf das Niveau zu heben, bei dem Vollbeschäftigung herrscht. Dem Staat stehen dabei sowohl geldpolitische als auch fiskalpolitische Instrumente zur Verfügung. Geldpolitische Maßnahme könnten etwa darin bestehen, durch eine Erhöhung der Geldmenge das Zinsniveau zu senken. Bei fiskalpolitischen Maßnahmen hingegen stabilisiert der Staat die Wirtschaft, indem er selbst direkt auf dem Markt als Nachfrager auftritt. Dass Keynes staatliche Eingriffe in das Treiben am Markt befürwortet, kann auch auf seinen Glauben an den Multiplikatoreffekt zurückgeführt werden: Gibt der Staat Geld aus – etwa für Infrastrukturprogramme –, steigt das Volkseinkommen. Da wiederum der Konsum vom Volkseinkommen abhängt, steigt dadurch auch

³⁵ Keynes [2009 [1936]], S. 95.

der Konsum. Der Konsum stellt jedoch einen nicht unwesentlichen Bestandteil des Volkseinkommens dar. Steigt also der Konsum, steigt auch das Volkseinkommen. Das Volkseinkommen ist dann schlussendlich um einen Betrag angewachsen, der die Staatsaufgaben betragsmäßig übersteigt.³⁶

Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang, dass Keynes davon ausgeht, dass sich dieser Multiplikatoreffekt auch bei Staatsausgaben einstellt, die man für gewöhnlich nicht als Investitionen bezeichnen würde, weil man bei ihnen nicht mit einer Rendite rechnet, etwa dem Bau von Pyramiden, dem Wiederaufbau von verwüsteten Städten nach einem Erdbeben oder Rüstungsausgaben in Kriegen.³⁷ Um dies zu verdeutlichen, führt Keynes ein provokantes Beispiel an:

„Wenn das Schatzamt alte Flaschen mit Banknoten füllen und sie in geeignete Tiefen in verlassenen Kohlenbergwerken vergraben würde, die dann bis zur Oberfläche mit städtischen Abfällen gefüllt würden und es dann dem privaten Unternehmergeist nach den erprobten Grundsätzen des laissez-faire überlassen würde, die Noten wieder auszugraben (wobei das Recht, dies zu tun, natürlich durch Offerten für die Pacht des Grundstücks, in den die Noten liegen, zu erwerben wäre), brauchte es keine Arbeitslosigkeit mehr zu geben, und dank der Rückwirkungen würde das Realeinkommen des Gemeinwesens wie auch sein Kapitalreichtum wahrscheinlich viel größer als jetzt werden. Es wäre zwar vernünftiger, Häuser und dergleichen zu bauen, aber wenn dem politische und praktische Schwierigkeiten im Wege stehen, wäre das obige besser.“³⁸

Der Begriff der ‚Arbeitsbeschäftigungsmaßnahme‘ bekommt hier schon fast seine negativ konnotierte, umgangssprachliche Bedeutung, nach der es sich um eine sinnlose Maßnahme handelt.] Der Begriff der ‚Arbeitsbeschäftigungsmaßnahme‘ bekommt hier schon fast seine negativ konnotierte, umgangssprachliche Bedeutung, nach der es sich um eine sinnlose Maßnahme handelt.

4 Die ‚Bienenfabel‘ aus Sicht der Theorie der effektiven Nachfrage

Werden die in der *Bienenfabel* verarbeiteten wirtschaftstheoretischen Überlegungen mit der *Theorie der effektiven Nachfrage* verglichen, kommt man nicht umhin, erstaunliche Parallelen zu konstatieren.

³⁶ Vgl. Keynes (2009 [1936]), S. 95ff.

³⁷ Vgl. Keynes (2009 [1936]), S. 110.

³⁸ Keynes (2009 [1936]), S. 110.

Zunächst fällt auf, dass sowohl Mandeville als auch Keynes in ihren Überlegungen die Bedeutung der Nachfrage herausstreichen. Nach Mandeville ist der nationale Wohlstand abhängig vom Beschäftigungsstand. Dieser wiederum leitet sich von der Nachfrage ab. Aus diesem Grund begrüßt Mandeville auch die menschlichen Laster, weil sie eine Vielzahl an Bedürfnissen zeitigen, die es zu befriedigen gilt. Auf diese Weise stützen sie nämlich die Nachfrage. Bei Keynes ist die Höhe der gesamtgesellschaftlichen Produktion ebenfalls abhängig vom Beschäftigungsniveau. Dieses wiederum schwankt je nachdem, wie viele Arbeiter die Unternehmen bereit sind einzustellen. Die Bereitschaft der Unternehmen, ihre Belegschaft zu vergrößern, steht in einem direkten Zusammenhang mit ihren Absatzmöglichkeiten. Diese werden bestimmt durch die effektive Nachfrage.

Daneben fällt ins Auge, dass beide Autoren im Sparen ein großes Übel für die Volkswirtschaft ausmachen. Nach Mandeville führt der Umstand, dass Menschen sparen, d.h. Geld horten und nicht verausgaben, dazu, dass dieses unnütz herumliegt. So ist die Nachfrage kleiner, als sie sein könnte. Auf diese Weise wird eine Chance, die Wirtschaft anzukurbeln, vertan. Ganz ähnlich bei Keynes: Nach ihm führt nicht jedes Sparen automatisch zu Investitionen. Menschen können nämlich auch nicht verausgabtes Geld in Form von Bargeld halten. Entscheiden sie sich dazu, ihr Einkommen auf diese Weise zu sparen, entnehmen sie dem Wirtschaftskreislauf Geld, wodurch unweigerlich der Zinssatz ansteigt, was sich dann unvorteilhaft auf die effektive Nachfrage auswirkt.

Bemerkenswert ist auch die Ähnlichkeit der Maßnahmen, die beide Autoren vorschlagen, um Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Beide empfehlen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen im großen Stile. Ob diese so getätigten Investitionen dann auch eine gesellschaftliche Rendite abwerfen, ist für beide Autoren ein zweitrangige Frage.

All dies führt dazu, dass Mandeville ohne Weiteres als theoretischer Vorgänger von Keynes bezeichnet werden kann. Keynes selbst sah in Mandeville einen Theoretiker der Unterkonsumptionstheorie und attestierte der *Bienenfabel*, sie sei „nicht ohne theoretische Grundlage“³⁹ gewesen.

³⁹ Keynes [2009 [1936]], S. 305.

5 Schlussbetrachtung

Die Kontrastierung von Ökonomik und Literatur am Beispiel von Mandeville und Keynes hat eindrücklich gezeigt, dass nicht nur die Ökonomik für sich beansprucht, die Wirtschaft zu deuten, sondern auch die Literatur. Die Literatur hat seit jeher für wirtschaftliche Umstände des gesellschaftlichen und individuellen Lebens einen Erklärungs- und Deutungsanspruch erhoben. Da der Inhalt derselbe ist, kann dies einen spannenden interdisziplinären Diskurs ermöglichen. Ein Diskurs zwischen Ökonomik und Literatur ist aber nicht nur deshalb interessant, weil diese den gleichen Stoff behandeln. Spannend kann ein Austausch auch deshalb sein, weil die Form, mit der der gleiche Stoff behandelt wird, sich unterscheidet. In der literarischen Kunst kommen Anschauungen der wirtschaftlichen Realität auf ganz bestimmte Art und Weise zum Ausdruck. So kann die Literatur ökonomische Sachverhalte wesentlich anschaulicher schildern, als es etwa die Wirtschaftstheorie könnte. Während der Ökonom für die Darstellung wirtschaftlicher Zusammenhänge graphische Diagramme, mathematische Formeln und logische Definition benötigt, kann ein Lyriker dasselbe mit nur ein paar wenigen Strophen und Versen zum Ausdruck bringen. Selbstverständlich wird dadurch die Bedeutung der Wirtschaftstheorie in keiner Weise geschmälert, aber Literatur kann der Wirtschaftstheorie sekundieren, indem sie die Materie greifbarer macht, sie besser veranschaulicht. Literatur ist somit in der Lage, eine reine Wirtschaftstheorie zu ergänzen. Dafür muss aber das ökonomischen Wissen, das die Literatur beinhaltet, als solches erkannt und ernst genommen werden.

6 Literaturverzeichnis

Bauer, Manuel (2016): *Ökonomische Menschen. Literarische Wirtschaftsanthropologie des 19. Jahrhunderts*, Göttingen: V&R unipress.

Binswanger, Hans Christoph (2010): *Geld und Magie. Eine ökonomische Deutung von Goethes Faust*, Hamburg: Murmann.

Breyer, Till (2015): „Von der Wissenschaft zur Utopie. Über Paul Lafargues Das Recht auf Freiheit“, in: Ebert, Sophia/Glaeser, Johannes (Hrsg.): *Ökonomische Utopien*, Berlin: Neofelis, S. 37–48.

- Breyer, Till (2019): *Chiffren des Sozialen. Politische Ökonomie und die Literatur des Realismus*, Göttingen: Wallstein.
- Euchner, Walter (1980): „Versuch über Mandevilles Bienenfabel“, in: Euchner, Walter (Hrsg.): *Bernard Mandeville – Die Bienenfabel*, 2. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–55.
- Horvath, Michael (2011a): „Die Herausforderung der Interdisziplinarität. Erwägungen zum Verhältnis von Literatur- und Wirtschaftswissenschaft anhand von Joseph Vogls ‚Das Gespenst des Kapitals‘“, in: *Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und Wissenschaften*, Jg. 15, S. 331–348.
- Horvath, Michael (2011b): „Vielfalt der Deutungen statt exakter Modelle? Möglichkeiten und Grenzen des interdisziplinären Dialogs zwischen Ökonomik und Kulturwissenschaft“, in: Künzel, Christine/Hempel, Dirk (Hrsg.): *Finanzen und Fiktionen. Grenzgänge zwischen Literatur und Wirtschaft*, Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 45–66.
- Horvath, Michael (2016): *Das ökonomische Wissen der Literatur. Studien zu Shakespeare, Kleist und Kaiser*, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Hüttl, Adolf (1995): *Goethes wirtschafts- und finanzpolitische Tätigkeit*, Hamburg: Verlag Dr. Kova.
- Keynes, John Maynard (2009 [1936]): *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes*, übersetzt von Fritz Waeger, 11. Auflage, Berlin: Duncker & Humblot.
- Klettenhammer, Sieglinde (2010): *Literatur und Ökonomie*, Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag.
- Kremser, Christian E. W. (2018): „Die Ethik des John Maynard Keynes: Eine kritisch-konstruktive Rezeption von G. E. Moores ‚Principia Ethica‘“, in: Hagemann, Harald/Kromphardt, Jürgen/ Marterbauer, Markus (Hrsg.): *Keynes, Geld und Finanzen*, Metropolis, Marburg, S. 111–147.
- Mandeville, Bernard (1980 [1705]): *Die Bienenfabel*, 2. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Lagueux, Maurice (1998): „Was Keynes a Liberal and an Individualist? Or Keynes reader of Mandeville“, in: *Cahiers d'économie politique*, Nr. 30–31, S. 255–263.
- Onken, Werner (1986): „Momo für Ökonomen – Eine Reise in die Welt von Morgen“, in: *Fragen der Freiheit*, Folge 183, S. 42–55.
- Reich, Anne (2015): „Fiktives Kapital als ökonomische Utopie bei Marx und in Balzacs Roman *La Peau de chargin*“, in: Ebert, Sophia/Glaeser, Johannes (Hrsg.): *Ökonomische Utopien*, Berlin: Neofelis, S. 219–232.
- Saller, Reinhard (2007): *Schöne Ökonomie. Die poetische Reflexion der Ökonomie im frühromantischer Literatur*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Scheffold, Bertram (1992): *Die Darstellung der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaften in der Belletristik*, Berlin: Duncker & Humblot.
- Steinfeld, Thomas (2015): „Literatur und Ökonomie“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, Jg. 89/Nr. 4, S. 554–561.
- Urban, Urs (2018): *Die Ökonomie der Literatur. Zur literarischen Genealogie des ökonomischen Menschen*, Bielefeld: Aisthesis.

Vogl, Joseph (2002): *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, München: sequenzia.

Vogl, Joseph/Wolf, Burkhardt (2019): *Handbuch Literatur & Ökonomie*, Berlin/Boston: De Gruyter.

Christian Kremser
Universität Frankfurt
E-Mail: christian@kremser.eu